

Das Erdgeschoss als erzieherische Maßnahme

Das Erlebnis von Vielfalt und Vitalität eines städtischen Raums ist keine Frage von Höhenmetern oder ausgesuchter Fassadenmaterialien. Urbanität als erfahrbare Größe wird vielmehr dort wahrgenommen, wo der Mensch sich aufhält und entlang bewegt: Er erlebt die Stadt und das, was in ihr stattfindet, auf Augenhöhe, mithin im Bereich des Sockels. Dort eröffnet sich der für das Städtische konstitutive Zusammenhang zwischen Innen und Außen, Offen und Geschlossen, Privat und Öffentlich als sicht- und begehbarer Interaktionsraum. So gesehen, ist der Bereich des Erdgeschosses, mit dem sich das städtische Haus zur Stadt und ihrem Publikum hin öffnet, die Ebene dessen, was wir als lebendiges städtisches Treiben, Geschäftigkeit oder Urbanität bezeichnen.

Welch vitalisierende Wirkung von einem städtisch genutzten Erdgeschosses ausgeht, hat sich wohl kaum sinnfälliger gezeigt als in den Innenstädten Ostdeutschlands, wo nach der Wende in viele, Jahrzehnte lang verwaiste Ladengeschäfte wieder Gewerbe, Handel und Gastronomie und damit auch städtisches Leben und Vielfalt zurückkehrten.

(Bild 1)

Stadtplaner wissen, wie schwer es ist, in neu gebauten städtischen Wohnquartieren Leben auf die Straße zu bringen. Vorbildhaft gelungen ist das in Tübingen, wo Andreas Feldtkeller, der ehemalige Leiter des Tübinger Stadtansierungsamtes, in zwei neu entstandenen Stadtteilen, die in den Neunzigerjahren auf ehemaligem Kasernenareal errichtet wurden – Loretto und Hindenburg – von allen Bauherren verbindlich verlangte, die Erdgeschosse ihrer Häuser für Läden, Gastronomie, Werkstätten oder Büros zu reservieren und entsprechend zu planen.

Doch neben diesen klassischen öffentlichen oder halböffentlichen gewerblichen und kommerziellen Nutzungen gab und gibt es immer wieder Versuche, Erdgeschosse auch anders zu bespielen. Dazu gehört der Kinderladen ebenso wie das öffentlichkeitswirksame Wohn-, Kunst- oder Performanceprojekt hinter dem Schaufenster oder sogenannte Konzepträume, die mal Galerie, mal Party-Location und dann wieder temporärer Guerilla Store oder Projektbüro sind. Sie siedeln sich als Zwischennutzung vorzugsweise in ausgedienten oder vorübergehend leerstehenden Ladenlokalen an.

Manche dieser Nutzungen mit ihrer zum Teil politisch aufgeladenen, appellativen Geste verbleiben naturgemäß im Bereich des Experimentellen; doch sie bereichern den städtischen Raum, weil sie die kommunikative Qualität dieser Räume, also ihre Sichtbarkeit und Zugänglichkeit, auf entsprechende Weise für ihre Zwecke nutzen und mit dem, was sie praktizieren, anbieten oder zur Schau stellen, auf den städtischen Kontext mit seinen sozialen Routinen angewiesen bleiben: das Kommen und Gehen, Schauen und Konsumieren. Denn ihre Zielgruppe ist das städtische En-passant-Publikum, das vorbeiläuft, schaut und vielleicht Interesse zeigt.

Begreift man das Erdgeschoss als semipermeable, also halbdurchlässige Zone, über die sich das Haus in eine Wechselbeziehung zur Stadtöffentlichkeit begibt, dann ist es zugleich der Bereich oder das Element, mit dem sich dieses Verhältnis zwischen dem abgeschlossenen Privaten und der städtischen Umgebung moderieren und regulieren lässt. Anders gesagt: Über die Zurichtung und funktionale Bestimmung des Erdgeschosses erfolgt die städtische Erziehung eines Hauses. Da es sich um ein dialektisches Verhältnis zwischen Gebäude und Kontext handelt, muss freilich bedacht werden, was was in den Räumen passieren soll, wie diese Nutzung sich zur Umgebung verhält und welches Maß an Öffnung und Interaktion mit dem Außen überhaupt erwünscht ist. Heikel wird es allerdings bei Nutzungen, die sich der Bühne des Städtischen nur maßvoll oder gar nicht öffnen (wollen).

Wenn sie ins Erdgeschoss verlagert werden, sei es aus konzeptioneller oder räumlicher Not, planvoll oder ideologisch intendiert, manchmal auch in gutgemeinter Absicht, werden beide Seiten der Wechselbeziehung zwischen Innen und Außen, also die Passanten und die Insassen oder Nutzer, auf eine gewisse Probe gestellt.

Was passiert, wenn die habituelle, durch städtische Routine geschulte Interaktion zwischen Innen und Außen irritiert wird, zeigen einige, zugegeben willkürlich ausgewählte Beispiele aus der Berliner Innenstadt.

Studieren als öffentlicher Akt

Soziologieprofessoren sind daran gewöhnt, vor vielen Leuten zu reden und dabei in fragende Gesichter zu blicken. Manchmal gehören diese Gesichter jedoch nicht zu den Studenten,

sondern zu Spaziergängern oder Touristen, die sich an den großen Fenstern des ebenerdigen Seminarraums im Gebäude des Instituts für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität in der Berliner Universitätsstraße die Nase platt drücken. Das gründerzeitliche Gebäude, ein ehemaliges Geschäftshaus, wurde von den Architekten Abelmann Vielain Pock aus Berlin zu einem Seminar-, Verwaltungs- und Bibliotheksstandort umgebaut und dabei mit einer für Hochschulen recht ungewöhnlichen Raumstruktur ausgestattet. Alles ist hell und großzügig; es gibt offene Kommunikationsbereiche, und von den Büros und Seminarräumen in den Obergeschossen bieten sich schöne Ausblicke in die umgebende Stadtlandschaft.

(Bild 2)

Transparenz und Offenheit bestimmen aber nicht nur die oberen Etagen, sondern auch das neu gestaltete Erdgeschoss. Dort finden Vorlesungen und größere Seminare in voll verglasten Räumen statt: mit unverstellter Sicht auf einen der Hauptverkehrswege des Berlin-Tourismus. Direkt vor den Fenstern ziehen den ganzen Tag bis in die späten Abendstunden Scharen von Stadtbesuchern vorbei, die vom nahe gelegenen S-Bahnhof Friedrichstraße zur Museumsinsel pilgern oder durch die Bars und Geschäfte in den gegenüberliegenden Bahnbögen schlendern. Manche interessieren sich auch sehr für das, was in den leuchtend gelben Seminarräumen passiert. Soviel Offenheit war durchaus beabsichtigt, bestätigt der Architekt Walter Vielain. „Die Universität ist schließlich ein öffentlicher Ort. Warum soll man nicht sehen dürfen, was dort passiert?“ Er konnte sich mit diesem Argument auch gegen die Einwände der Professoren und Institutsmitarbeiter durchsetzen, die außer einem diffusen Unbehagen keine validen Gründe gegen soviel Durchsichtigkeit vorbrachten.

„Sozialwissenschaften beschäftigen sich schließlich mit der Beobachtung von Menschen“, so Vielain. „Und dafür ist Transparenz notwendig.“

Bemerkenswert ist an dieser Behauptung nicht nur die reichlich naive Vorstellung von dem, was Sozialwissenschaftler an einer Universität so treiben. Schließlich werden in den Lehrveranstaltungen keine Menschen durch die Panoramafenster beobachtet, sondern – in diesem Fall gut sichtbar – Texte gelesen und diskutiert. Erstaunlich ist vielmehr das Beharren auf einer gestaltungsleitenden, abstrakten Idee – Transparenz –, gepaart mit einer gewissen Ignoranz gegenüber den praktischen Bedürfnissen oder Ansprüchen der Nutzer. Denn die äußerten in den Planungsdiskussionen ihre ganz banale, praktische Sorge, dass die

Konzentration und das ungestörte Lernen unter so viel Öffentlichkeit möglicherweise beeinträchtigt würden.

Sie verhalte folgenlos. So kommt es, dass hier eine sehr introvertierte Tätigkeit zur Schau gestellt wird, die wenig Vorzeigbares hat und auch für Außenstehende kaum von Interesse ist, geschweige denn Aufschluss über das Fach Sozialwissenschaften bietet.

Damit die Seminare einigermaßen ungestört ablaufen können, bleibt der Sonnen- oder Sichtschutz nun oft auch tagsüber voll verschlossen. Gerade in der sommerlichen Hochsaison finden die Lehrveranstaltungen zwangsläufig zum Teil ohne Tageslicht, also bei künstlicher Beleuchtung statt – nur so lässt sich die unerwünschte Öffentlichkeit ausschließen. Die hier geradezu ideologisch strapazierte Idee von Transparenz und Offenheit verkehrt sich in ihr Gegenteil – zulasten sowohl der Stadt als auch der Nutzer dieser Räume.

Arbeiten unter Beobachtung

In der Innenstadt ist das Erdgeschoss auch Arbeitsplatz; für gewöhnlich in Gestalt eines Ladengeschäfts, eines Cafés oder ähnlicher gewerblicher Einrichtungen, die dort einziehen, weil sie mit ihrem Angebot auf spezielle Kunden, Gäste oder zufälliges Laufpublikum zielen. Mittlerweile wird das Erdgeschoss jedoch auch für Arbeitsplätze genutzt, die normalerweise in den uneinsehbaren Etagen von Bürohochhäusern, Verwaltungen oder Konzernzentralen angesiedelt sind. Welche Folgen diese öffentlichkeitsscheuen Nutzungen für den angrenzenden Stadtraum haben, lässt sich in der Stresemannstraße studieren, die vom Potsdamer Platz nach Süden abgeht und trotz ihrer prominenten Lage nichts Besonderes ist. Wohl kaum ein Gebäude auf der nordwestlichen Seite der Berliner Stresemannstraße hat sich je für einen Architekturpreis qualifiziert; es gibt hier weder eine hauptstädtische Sehenswürdigkeit noch besonders attraktive Geschäfte. Stattdessen die angenehm belebte, fast banale Großstadtnormalität einer Durchgangsstraße mit viel Laufpublikum - Touristen, Anwohner, Büromenschen.

(Bild 3)

Mit der Ausnahme eines Verwaltungsgebäudes neueren Datums werden die Erdgeschossbereiche der geschlossenen Blockrandbebauung auf diesem Abschnitt für den Einzelhandel oder die Gastronomie genutzt.

Es gibt beispielsweise eine Buchhandlung mit Schwerpunkt Technik- und Verkehrsgeschichte, in deren Auslagen Bildbände über die kaiserlichen Salonwägen,

Miniaturlokomotiven oder historische Autobusse präsentiert werden. Daneben residieren das auf Russland, Sibirien und Fernost spezialisierte Reisebüro „Sputnik Travel“, ein Hotel und eine Versicherung, ferner ein Friseur sowie ein paar kleine Schnellrestaurants. Als Passant kann man vorbei eilen oder stehenbleiben, die Angebote mustern, vielleicht etwas kaufen oder weiter gehen. Diese beiläufige, wie selbstverständlich ablaufende städtische Interaktion zwischen Innen und Außen kommt erst an der Ecke zum Askanischen Platz zu einem jähen Halt. Auch dort öffnet sich eine geschosshoch verglaste Front zur Straße, die sich als Schaufenster geriert – allerdings nur, um sofort und recht deutlich zu signalisieren: „Gehen Sie weiter, es gibt nichts zu sehen.“ Denn sie eröffnet den Blick auf ein weitläufiges, schmuckloses Großraumbüro, in dem mehrere Dutzend Menschen – jeder für sich – an schlichten Bildschirmarbeitsplätzen sitzen.

(Bild 4 oder 5)

Hier residiert seit Ende 2012 die Online-Redaktion der Wochenzeitung „Die Zeit“ in einem repräsentativen Erdgeschoss. Bei der Einrichtung der Räumlichkeiten wollte man offensichtlich gleich mal gewöhnliche Büroverhältnisse umkehren: So wurden Bereiche, die sonst normalerweise im von Außen nicht einsehbaren Inneren verborgen liegen, direkt hinter die mächtigen Glasfronten entlang der durchaus belebten Straße verlagert.

Den Passanten ist nun ein unverstellter Eindruck von den Diskussionen im Konferenzraum vergönnt; sie können auch zusehen, wie sich die Mitarbeiter in der Teeküche direkt an der Straße eine Tütensuppe aufgießen oder in der benachbarten Lounge unter den Augen der Stadtöffentlichkeit zu entspannen versuchen; auf einer lounge-artigen Sitzgarnitur unter gedimmten Deckenstrahlern, deren langgestrecktes Sofaelement parallel zur Fensterfront platziert wurde.

Es ist natürlich denkbar, dass hinter diesem Arrangement die schöne Idee steckt, die Stadt da draußen wie auf einer Kinoleinwand betrachten zu können.

Allein, die Stadt guckt zurück – und zwar irgendwie verunsichert. Denn zu dem, was insbesondere zur After-Work-Cocktail-Stunde so einladend aussieht, führt ja kein Eingang. Die Lounge ist trotz der großen, an die da draußen adressierten Geste eben nicht für jene bestimmt, sondern nur für die Insassen, die dieses Angebot – zumindest den eigenen empirischen Beobachtungen nach zu urteilen – eher verhalten annehmen: Dort räkelt sich selten jemand entspannt.

Auf Nachfrage bei der Redaktion, wie sich die Arbeit unter öffentlicher Beobachtung gestaltet, anfühlt oder verändert hat, wollten die Verantwortlichen keine Auskunft geben. Aber das mussten sie auch nicht; ihre transparenten Büros verrieten sich selbst. Erst befestigten die Mitarbeiter an den Scheiben entlang der Arbeitsplätze selbstgebastelten Sichtschutz aus Kopierpapier, dann wurden die Fronten in Höhe der Schreibtische mit blickdichter Folie verklebt. Den Konferenzraum schützen nun bodenlange Vorhänge. Den Passanten sind jetzt nur noch Einblicke in Fußhöhe gegönnt; dort, wo sich Papierkörbe, Pfandflaschen und Kabelgewirr zu einem unansehnlichen Stilleben formieren. Die Umgebung profitiert von dieser Gestaltung ebensowenig wie die Insassen der Redaktionsräume. Und die städtebaulich bedeutsame Ecke am historischen Askanischen Platz ist für das urbane Leben vorerst verloren.

(Bild 6)

Wohnen in Vitrinen

Das Wohnen im Erdgeschoss scheint ein Schicksal zu sein, das sich Hausmeister mit denen teilen, die sich nichts anderes leisten können. Die Gründe für die Geringschätzung dieses Bereichs liegen, zumindest in der Stadt, auf der Hand: Einschränkungen der Privatsphäre, ein höheres Einbruchrisiko, das meist schwächere Tageslicht, oftmals höhere Heizkosten, Lärmbelästigung.

Bis heute lassen sich Erdgeschosswohnungen, zumal in der Stadt, nur dann einigermaßen gut vermieten, wenn sie sich zu ruhigen Innenhöfen öffnen und mit dem Privileg eines kleinen Gartens oder einer Terrasse daherkommen. Nicht von ungefähr zahlen Mieter von Parterre-Wohnungen fast überall weniger als die Bewohner höherer Geschosse.

Auch Barrierefreiheit ist kein Argument: Selbst mobilitätseingeschränkte Senioren wollen oft nicht in ebenerdigen Apartments wohnen, sondern gehen lieber mühsam eine Etage nach oben.

Doch in Zeiten von Wohnungsknappheit werden auch die Räume ehemaliger Werkstätten oder Läden in Erdgeschosslage zu Wohnungen umfunktioniert.

In den 80er-Jahren wurden in den Hausbesetzer-Quartieren von Großstädten aus dieser Not sogar eine politisch aufgeladene Tugend gemacht, erinnert sei an die Kinderladenbewegung und Wohngemeinschaften mit politischem Anspruch, die sich publikumswirksam in leerstehenden Ladengeschäften einrichteten und ihren vormals privaten Alltagsverrichtungen

vor den Augen der Öffentlichkeit nachgingen. Doch als anspruchsvolle Wohnform hat sich das Zuhause im Erdgeschoss nicht durchgesetzt.

Dass jetzt wieder darüber diskutiert wird, hat zwei Gründe.

Zum einen verzeichnen vor allem die großen Städte und Ballungszentren eine anhaltende und zunehmende Wohnungsknappheit aufgrund wachsender Nachfrage, zum anderen zeichnet sich eine Verschiebung der Immobiliennachfrage ab, die dazu führt, dass Gewerbe- und Einzelhandelsflächen jenseits großer Einkaufsstraßen leer stehen.

Diese Veränderungen haben mit den strukturellen Bedingungen im Handel selbst zu tun: fatale Umsatzeinbrüche im kleinen, wohnortnahen Einzelhandel, das Wegsterben ganzer Branchen, wie dem Buchhandel oder spezialisierten kleinen Fachgeschäften, aufgrund von Online-Handel und der Konzentration auf wenige, große Anbieter. Mit diesem Aderlass verschwinden auch die klassischen Mieter und Betreiber ebenerdiger Ladenlokale. Das Erdgeschoss als traditionelle Zone von Handel und Wandel ist in der Krise.

Weil sich nun mit Gewerbe- und Geschäftsflächen keine nennenswerten Umsätze mehr realisieren lassen, wird in nicht wenigen der aktuellen, auch größeren Wohnungsbauvorhaben auf eine entsprechende Planung der Erdgeschosse für solche Zwecke zunehmend verzichtet. Gerade in den Innenstädten entstehen derzeit Projekte, die vom Erdgeschoss bis zur Dachmaisonette allein dem Wohnen dienen.

Dass selbst preisgekrönte Architektur das Erdgeschoss auf der Straßenseite nicht ohne Einschränkungen für Wohnnutzungen rehabilitieren kann, lässt sich am Beispiel des mit allerhand Preisen ausgezeichneten Townhouse-Projekts BIG YARD der Berliner Architekten zanderroth im Hauptstadt-Bezirk Prenzlauer Berg besichtigen.

(Bild 7, 8)

Dort entstanden in der Zelterstraße 45 Eigentumswohnungen, verteilt auf 23 Townhouses, zehn Gartenhäuser und zwölf Penthouses. Auch die Erdgeschosse des knapp 100 Meter langen Abschnitts entlang der dicht bebauten Straße werden überwiegend als Wohnfläche genutzt und sind wie die oberen Stockwerke des nach Norden ausgerichteten Gebäudes großflächig verglast. Diese Erdgeschosszone prägt den Charakter der Straße, die zu einem sehr belebten und kleinteiligen Quartier gehört, auf eine befremdliche Art. Poetisch formuliert: Es herrscht dort die Atmosphäre eines ewigen Sonntagnachmittags.

Man braucht eine Weile, um dieser Empfindung auf den Grund zu kommen:

Es gibt in diesem Teil der Straße schlichtweg nichts mehr zu sehen, zu bestaunen, zu kaufen, zu besuchen. Stattdessen kommt man an einer Fensterfront vorbei, die, wenn überhaupt, ausgerechnet die banale bis unansehnliche Kehrseite privaten Wohnens wie in einem Schaufenster präsentiert.

Denn oft ist das Innere entweder durch einen Vorhang oder Folien vor Einblicken geschützt, oder die Bewohner trocknen in den Räumen ihre Wäsche, stellen Kinderwägen oder Fahrräder, Schlitten, Umzugskartons und Sperrmüll ab.

(Bilder 9, 10, 10.1).

Geht man davon aus, dass mit diesen großen Fenstern ein Nachteil des Erdgeschosses - weniger Tageslicht – kompensiert werden sollte, darf man den Erfolg dieser Maßnahme angesichts der Tatsachen mit einigem Recht bezweifeln.

So gelungen die Architektur dieses Projekts zweifellos ist – zur lebendigen Bereicherung eines nutzungsgemischten Quartiers trägt sie nicht bei. Sie hat zwar eine große Lücke im Stadtraum gefüllt, aber eine gefühlte gerissen.

Denn das Erdgeschoss bleibt dem städtischen Raum jenes Mindestmaß an Repräsentativität schuldig, das der Blick des Passanten von Schaufenstern erwarten darf.

Der amerikanische Philosoph Richard Sennet sprach „von der Tyrannei der Intimität“ und meinte damit auf einer eher metaphysischen Ebene, dass die Ignoranz gegenüber anderen, abstrakteren Anliegen, die über das eigene Befinden hinausreichen, am Ende dazu führt, dass der Begriff der Öffentlichkeit, des öffentlichen Raums erodiert.

Man kann diesen Befund auch ganz konkret auf solche Erscheinungen beziehen, in denen die klassische Stadt mit ihrer Nutzungsmischung, Vielfalt und Lebendigkeit als wertsteigerndes Umfeld für eine Wohnimmobilie genutzt wird – ihr im Gegenzug jedoch nichts gegeben wird, das zum Wohle oder gar zur Weiterentwicklung dieser urbanen Öffentlichkeit gereicht. Oder anders gesagt: Jedes Haus, das in der Stadt entsteht, ist ihr auch etwas schuldig. Und zwar mehr als den Anblick von Wäscheständern.